

Sonntagsblatt

der Rheinischen Volkszeitung

Verantwortlich: Julius Stienne, Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 5

Wiesbaden, den 28. Dezember 1919

38. Jahrgang

Kirchl. Wohntalender

Sonntag, 28. Dezbr.:	Unschuldige Kinder
Montag, 29. Dezember	Thomas von Canterbury
Dienstag, 30. Dezbr.:	David, König u. P.
Mittwoch, 31. Dezbr.:	Sylvester
Donnerstag, 1. Januar:	Neujahr
Freitag, 2. Januar:	Makarius
Sonntag, 3. Januar:	Genoveva

Sonntag nach Weihnachten. Ev. des hl. Lukas 2, 33—40
In jener Zeit wunderten sich Joseph und die Mutter Jesu über die Dinge, welche von ihm gesagt wurden. Und Simeon segnete sie und sprach zu Maria, seiner Mutter: Siehe, dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler in Israel, und als ein Zeichen, dem man widersprechen wird: und ein Schwert wird deine eigene Seele durchdringen, damit die Gedanken vieler Herzen offenbar werden. Es war auch eine Prophetin, Anna, eine Tochter Phanneels, aus dem Stamme Aser; diese war vorgerückt zu hohen Jahren,

hatte nach ihrer Jungfrauschaft sieben Jahre mit ihrem Manne gelebt und war nun eine Witwe von 84 Jahren. Sie kam nimmer vom Tempel und diente Gott mit Fasten und Beten Tag und Nacht. Diese kam in derselben Stunde auch hinzu und pries den Herrn, und redete von ihm zu allen, welche auf die Erlösung Israels warteten. Und da sie alles nach dem Befehle des Herrn vollendet hatten, kehrten sie nach Galiläa in ihre Vaterstadt Nazareth zurück. Das Kind aber wuchs, ward stark, war voll Weisheit, und die Gnade Gottes war in ihm.

Die weinende Rachel

(Anmerkung: Heute darf nicht das Sonntagsevangelium vorgelesen werden, sondern das von Heide der Unschuldigen Kinder. In der eben Zeit erschien der Engel des Herrn dem Joseph im Schlafe und sprach: Steh auf, usw. Die Sonntagsevangelien tritt heute ganz zurück und wird mit keinem Worte erwähnt.)

Wenn Rachel, Labans jüngste und schönste Tochter, die Gattin des Jakob und die Mutter des Joseph und Benjamin, und damit die Stammutter eines großen Geschlechtes, über den Tod ihrer Kinder und Kindeskinde weint und sich nicht trösten lassen will, dann gilt das als Kundgebung eines großen gewaltigen Schmerzes. Der Prophet Jeremias vergleicht die Trauer Rachels mit der Trauer des israelitischen Volkes um ihre gefallenen und in der Gefangenschaft zurückgehaltenen Söhne. Der Evangelist im heutigen Evangelium bezeugt, daß Jeremias in prophetischem Geiste das Klagen und Weinen der bethlehemitischen Mütter geschaut habe, als er von den Trauerkundgebungen in Ramo, einem kleinen Orte auf der Höhe bei Bethlehem, sprach.

Die katholische Kirche ist die Mutter der Gläubigen. Hat diese unsere Mutter vielleicht auch Grund, sich in Schmerz und Klage zu ergehen über ihre Kinder, die „nicht mehr sind“?

1. Welche Teile unserer heutigen Gesellschaft haben sich von der Kirche abgewandt und wollen nichts mehr von ihr wissen. Die Kirche hat sie zu halten versucht, hat ihnen zugesprochen und ihre leichten Gesetze vorgeschickt. Sie haben nicht auf sie gehört. Sie glaubten anderen mehr als ihr. Es ist nicht die Schuld der Kirche, daß viele Kinder ihr den Rücken gewandt haben. Oder hat die Kirche vielleicht härtere Gesetze, unerträglichere Lasten als bisher aufgebürdet? Verlangt sie von ihren Kindern vielleicht Dinge, die über die Leistungsfähigkeit hinausgehen, oder die Christus selber nicht zum Gesez erhoben hatte und die, wie sie sagen, erst die Kirche zum Gebot und zur Pflicht erhoben hat? Wer die Gesetze der katholischen Moral, die Lehren der katholischen Glaubenslehre kennt, muß sagen, daß die Kirche nichts Unerträgliches verlangt und daß sie den Schwierigkeiten des heutigen Lebens sehr weit entgegengekommen ist, so weit, daß manche, freilich mit Unrecht, der Kirche Vorwürfe gemacht haben. Nicht die Kirche und ihre Forderungen haben sich geändert, sondern die Leistungen der Menschen sind zurückgegangen. Es fehlt an Opfergeist, Opferinn, der immerhin dazu gehört, den Gesetzen der Kirche und ihrer Erfüllung Leben und Gestalt zu verleihen. Deshalb die Klagen vieler Katholiken über angebliche allzu scharfe

Forderungen der Kirche an das religiöse Leben, über den angeblichen Mangel an Anpassungsfähigkeit der Kirche an neuzeitliche Ergebnisse der Wissenschaft und Einrichtungen des modernen Lebens. Wie oft haben die Päpste unserer Zeit sich ausgesprochen über Glauben und Wissenschaft, und über all jene Fragen, die die neue Zeit mit dem alten Glauben auszuföhnen berufen sind. Allein die Stimmen jener, die eine unüberbrückbare Kluft aufstun wollten zwischen Kirche und Neuzeit, verwirren die Gedanken vieler Menschen und mit Schmerz sah die Kirche viele ihrer Kinder ihr Haus verlassen oder kühl und teilnahmslos bei Seite stehen.

Sie wird aber nicht müde, immer wieder darauf hinzuweisen, wie angenehm es in ihrem Hause zu wohnen ist, wie ein glückliches Leben und ein seliges Sterben denen beschieden ist, die treu auf ihrer Seite stehen und für ihre Sache Opfer zu bringen bereit sind. Unser Herr und Heiland selber ist es, der hochherzig alles belohnt, was man seiner Lieblingsschöpfung, der Stiftung der katholischen Kirche, an Ehre, Liebe und Zuneigung erweist.

2. Anderer Art ist der Schmerz der Kirche über jene ihrer Kinder, die „nicht mehr sind“, weil sie durch die schwere Sünde unaufrichtiger, abgestorbener Mitglieder der Kirche geworden sind. Wie viele solcher Kinder werden es wohl sein? Wer vermag es zu sagen? Während Ungezählte „dem Stamme folgen, wohin es geht“, wohin es ruft, durch Opfer und Enttäuung und ein bußfertiges Leben ihre Seele rein waschen von Sünde und Schuld und das Kleinod ihrer Seele bewahren bis zur seligen Ankunft des Herrn im Gerichte, werfen tausend andere dieses Kleinod der heiligmachenden Gnade für ein Finsternis weg und verantworten sich dem Feinde des Menschengeschlechtes, dem Fürsten der Finsternis, Jahwe, schelten sie am Rande des Abgrundes und gedenken nicht ihres unseligen Zustandes. Ist das nicht Grund zu Klage und Schmerz für die Kirche? Es sind doch ihre Kinder, groß geworden unter ihren Züchten, genährt und gelehrt mit ihren Sakramenten und Heilmitteln. Und welche Mutter wäre so grausam, teilnahmslos zuzuschauen, wie eines ihrer Kinder in gefährlicher Lage steht!

Zwei Klassen von Todsündern kann man unterscheiden, die einen fallen, stehen aber bald wieder auf, die anderen fallen, bleiben aber liegen. Selten bleibt einer bei der ersten Todsünde liegen. Er erhebt sich von seinem Falle und trifft Anstalten vor der nächsten Todsünde bewahrt zu werden. Allein die Wachsamkeit

läßt nach und bald folgt der zweite Fall. Weiß er der Umklammerung der Sünde sich zu entwinden durch Flucht vor der Sünde und vor der Gelegenheit dazu, durch gesteigerte Inanspruchnahme der Gnadenmittel der Kirche, dann wohl ihm. Er mag noch einmal fallen, auch später noch einen Rückfall erleiden, die Gnade Gottes, deren er sich würdig macht, hilft ihm immer wieder aus der Sünde heraus. Wer indessen sich gehen läßt, wer nicht einmal die natürlichen Mittel anwendet, um der Sünde zu entgehen, seiner Leidenschaft keine Fesseln anlegt, der verstrickt sich so in die Sünde, daß er die Fesseln nicht mehr los wird. Er bleibt liegen und steht nicht mehr auf, es müßte denn eine besonders wirksame Gnade ihn treffen und ihn wenigstens noch in der Todesstunde gnädig und barmherzig sein.

Göttliches Kind, wir geloben dir, beinet Kirche keinen Grund zu Schmerz und Leid zu geben. Je mehr sie von den Menschen verachtet und geschmäht wird, desto mehr wollen wir ihr Ehre und Vergeltung bereiten. Und je mehr unter ihren Kindern sich solche finden, die sich über ihre Gebote hinwegsetzen, desto trauer wollen wir alles tun, was sie, die unsere Mutter ist, von uns wünscht und will. Pro

Der hl. Thomas,

Erzbischof von Canterbury, Martyrer

König Heinrich II. von England (1154—1189) hatte den auch in weltlichen Geschäften erfahrenen und gewandten Thomas zum Kanzler von England ernannt. Drei Jahre lang bekleidete Thomas dieses Amt. Die Erfahrung, die er hierbei erworben, kam ihm bei seinen späteren Konsultationen mit dem König sehr zustatten. Als Erzbischof Theobald starb, sagte der König den Entschluß, seinen Kanzler zu dessen Nachfolger zu machen. Thomas widersetzte sich dem Ansuchen und sagte dem König freimütig, daß bei dessen Ansichten von den Freiheiten der Kirche schwere Konflikte sich erheben würden. Da Heinrich auf seinem Vorhaben bestand, so wählten die Domherren aus Furcht vor der Rache des Königs Thomas zum Erzbischof.

Bald erhoben sich die ersten Unstimmigkeiten zwischen dem König und dem Erzbischof. Heinrich ließ erlegte Bistümer und andere Pfanden Jahre lang unbefestigt, um in der Zwischenzeit die Einkünfte für sich zu verwenden. Auch wollte er die Geistlichen vor die weltlichen Ge-

richte ziehen und ihnen ihre eigne Gerichtsbarkeit nehmen. Dem widersetzte sich Thomas auf das Entschiedenste. In einer Versammlung der Bischöfe erschienen bewaffnete Soldaten und forderten sie auf, dem Willen des Königs sich zu fügen. Um Blutvergießen zu vermeiden, gaben sie nach, auch Thomas. Später widerrief dieser seine Unterschrift und lud dadurch den Zorn des Königs auf sich. Es wurde die Untersuchung auf Hochverrat gegen ihn eingeleitet. Da schickte er und begab sich nach Frankreich. Sieben Jahre brachte er in einem Kloster zu. Unter dessen wurden die Verwandten des Bekennerbischöfs vom König verfolgt und ins Elend geworfen. Ja, der König schrieb sogar an die Mönche, bei denen Thomas als Gast weilte, wenn sie den Thomas noch länger beherbergten, werde er ihr Kloster in England dem Erdboden gleich machen. Daraufhin verließ Thomas das Kloster und begab sich in ein anderes.

Mit der Zeit legte sich der Zorn des Königs und es kam zu einer Versöhnung. Thomas zog unter dem Jubel der Gläubigen in sein Bistum ein. Mit Nachdruck bestand er auf der Wiedergutmachung des angerichteten Schadens und der Herausgabe des Kirchenvermögens. Die Betroffenen bellagten sich beim König, übertrieben auch die Sachlage, und der König ließ sich zu der Bemerkung hinreißen: Ist denn keiner, der mich von diesem unruhigen Pfaffen befreit? Vier Ritter entschlossen sich, dem König zu Willen zu sein. Am 29. Dezember des Jahres 1170 drangen die Verschworenen in den Dom zu Canterbury ein, wo Thomas gerade der Vesper beizuwohnte, und hieben ihn nieder. Bereits drei Jahre später wurde Thomas unter die Reihen der Heiligen versetzt. Heinrich aber, sein Mörder, wurde schwer heimge sucht. Seine eignen Söhne empörten sich gegen ihn, es brach ein Bürgerkrieg aus, der das Land mit Blut tränkte. Da wollte der König, um den Himmel zu besänftigen, an das Grab des Heiligen und bat öffentlich um Verzeihung für das schwere Vergehen.

Selig sind, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen. Freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß im Himmel.

Christbaum und Krippe

Neulich erzählte mir mein Freund Peter, der viel in der Welt herumgekommen ist, es habe auch Ausstellungen für Verirrungen des Geschmacks, und er habe selbst schon einmal eine besucht. In München oder Stuttgart, ich erinnere mich nicht mehr genau, sei es gewesen. Ich war sofort mit ihm einig im Lob derartiger Ausstellungen; sie müßten ordentlich belehrend und bildend sein, in jedes Kreisstücken gehöre eine, und gleich war ich bei der Hand mit allerlei, das unbedingt hineingehöre. Und unter den dieser Ehre werthen Dingen, die ich vorschlug, befand sich auch — der Christbaum. Aber ärgert euch nicht, meine Leser! Der Weihnachtsbaum ist echt ist war nämlich nicht gemeint, ich hatte nur die moderne überladene Pyramide im Auge, die man jetzt fast überall findet. Ich meine, diesen Wust von Glaskugeln und Goldgrelanden, diese Feuerwerksartikeln, die Gold und Silber spausen, diese Christbaumspitzen mit Wöden und Engeln, die singend und klingend Karussellisches spielen, sobald sie über den Kerzenflammen warm werden, dieser quetschende Musikländer, statt des soliden hölzernen Fußgestells, all dieser Kirmeßmontagskram, ich meine, das sollte doch eigentlich keinem Menschen gefallen dürfen. Ich wünsche, ich könnte jedem von euch den Katalog für Christbaumschmuck zeigen, der vor mir liegt, damit ihr mal mit eigenen Augen sehet, wie weit der Unfug bereits geht. „In meiner Jugend ist es mir schlecht geworden“, sagt mein Freund Peter, „von den Christbaumnaschereien, heute wird's mir übel vom Christbaumstaud.“ Von dem, was eigentlich die Hauptsache sein soll, vom tröstlichen im Volklied besungenen Tannengrün, das treu bei uns bleibt, während sonst jedes Blättchen abgefallen ist, das uns in der Winteröde vom sicheren Pönz erzählt, davon ist beim heutigen Weihnachtsbaum kaum noch

eine Nadel zu sehen, und sollte sich auch eine zeigen, dann kommt ein echter Naturalist, der den Winterschnee nicht missen kann und deckt die Zweige mit blendender Watte. Daß da alle Poesie zum Kuckuck geht, liegt auf der Hand, und ebenso alle Symbolik: denn wie kann ein Baum, an dem nichts als Glitter und Tand hängt, ein Sinnbild Christi, der ewigen Wahrheit sein?

Wenn man mir mal einen Christbaum machen wollte, dann dürfte es im Wesentlichen nicht viel mehr sein als ein grünes, schön gewachsenes Bäumchen mit einigen Ärgen und ein paar vergoldeten Nüssen. Aber ich bin, offen gestanden — meine Jugend ist daran schuld — kein allzu großer Freund des Weihnachtsbaumes. Bei der heutigen, in so manchen Kreisen herrschenden Weihnachtsentimentalität ist es lähm, so etwas auszusprechen, aber in Seb. Brunner, Alban Stolz und Heinrich Hansjakob habe ich drei Freunde gefunden, die's grad so meinen und mir Mut machen.

An der Krippe

Vor dir, du Makellose,
Erleucht der Weltenpracht:
Als Kind auf deinem Schoße
Uns Gott entgegenlacht.

Ertücht die Hirten beten
Den Gotteskneben an,
Und Könige betreten
Zuerst die Kreuzesbahn.

Sie pilgerten zur Krippe
Weit über Berg und Tal,
Im Herzen, auf der Lippe
Den süßen Hoffnungsstrahl.

In Betlehem vereinte
So Jesus Arm und Reich,
Zum 1. Mal, daß Er weinte
Und litt für Alle gleich.

Geheimnisvolle Rose,
O Mutter mit dem Kind,
Maria, Makellose!
Durch dich wir Brüder find.

Joh. Lucas.

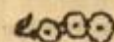
In meinem Vaterhaus, an der unteren Saar, gab's keinen Christbaum. Wir Kinder sahen ihn zuerst in nahen Kreisstädtchen bei einigen Beamten, die aus dem Osten gekommen und wohl Protestanten waren. Auch gab's noch keine Christgeschenke; das hatte St. Nikolaus bereits erledigt. Die einzige Weihnachtsfreude der Jugend meiner Heimat in den siebziger und noch achtziger Jahren bestand darin, daß sie, sobald sie ihre Stelzen gebrauchen konnte, in die Stadtkirche zur herrlichen Krippe geführt wurde, und zwar am Nachmittag von Epiphantie; denn dann waren auch die heiligen Dreikönige zu sehen, und die Reise rentierte sich. Sehr viele Kinder hatten aber auch daheim ein recht nettes Krippchen.

Und nun meine ich, wenn ich auf meine Jugenderinnerungen höre, diese Krippchen böten einem Kindergemüt doch einiges mehr als der Christbaum. Die hohe Symbolik, die man im letzteren ja wohl finden kann, liegt doch sicher jenseits der kindlichen Fassungskraft. Zudem scheint mir diese Symbolik mehr naturhaft als christlich zu sein. Der Christbaum ist dazu gemacht — wenigstens verfährt man bei der Enthüllung so — zu überraschen und zu bezaubern. Pädagogisch betrachtet, hat hier das Krippchen bedeutende Vorzüge. Es bereichert wirklich das Kind. Es stellt die höchsten Tatsachen der Weltgeschichte, die es unbedingt kennen lernen muß, greifbar vor sein Auge. Wozu das Kind

in der Schule Monate gebraucht, das erfährt es hier mit wenigen Augenblicken. Mag aus der Christbaumsymbolik der müßige Sinn des Erwachsenen seinen Nutzen ziehen, das Kind nimmt nur in sich auf, was in klarer Wirklichkeit vor es hinfällt.

Weiterhin läßt das Krippchen auch Raum für den Betätigungsdrang der Jugend. Während der plötzlich und zauberhaft ausleuchtende Christbaum dem Kinde nichts zu tun gibt, stellt es das Krippchen vielleicht selbst auf, zimmert den Stall vielleicht selbst, ordnet die Figuren usw., sodaß nicht nur der Tätigkeitstrieb, sondern auch noch der vielleicht vorhandene Kunsttrieb ein Feld findet. Noch denke ich gern zurück an das Ueberlegen, Suchen und Finden beim Aufstellen des Krippchens. Wie oft wurde nicht die Tante gerufen, ob's gut so sei, was hier noch fehle, was da zuviel sei. Und auch nach Christtag gab's noch zu tun: Die heiligen drei Könige Tag für Tag näher und näher zu rücken. Und schließlich, wie rein läßt so ein Krippchen die Kinderfreude, wie ganz religiös! Gerade darauf weisen Brunner und Stolz hin, zu deren Zeiten man bereits mit den Geschenken anfang, die mehr materielle Freuden wecken.

Ich möchte nun keinem die Freude am Christbaum verderben. Was ich will, ist nur dies: Der Christbaum sei nicht geschmacklos überladen, und dann verdränge er mir das Krippchen nicht. In West- und Süddeutschland wird diese Gefahr immer größer. Das Krippchen hat bisher der Jugend so reiche Erhebung gebracht, daß man in ihm ein absolut unentbehrliches religiöses Stimmungsmittel und Erziehungsmittel sehen muß. Auch echte Kunst hat sich oft, namentlich in Süddeutschland, auf dem Gebiete der Krippe betätigt. Ueberdies handelt es sich hier um ein echt katholisches Erbstück aus der Vorzeit. Der Freidenker stellt auch seinen Weihnachtsbaum auf, aber eine Krippe nie und nimmer. Wie sagt Goethe: „Treu bewahrt das Alte!“



Einsame Weihnachten

Skizze von H. Jörker.

Es war Nachmittag. Der Himmel blickte faul; graue Wolken sprachen von Schnee und Regen, ein leiser Wind trieb sein Spiel mit einem vereinzelt Blatt oder einem weggeworfenen Papierfetzen.

Menschen eilen geschäftig hin und her, selbst in der stilleren, feineren Straße des Vorortes. Dort hält ein Wagen eines der großen Warenhäuser und nicht weit davon die gelbe Postkutsche, reichlich mit Paketen beladen; ein Bäckerjunge kommt, mit großem Kuchen auf schwärzlichem Blech, und da, wo eines der Häuser reichlich zurückgebaut ist und neben einem kleinen Vorgarten ein freier Platz zu einem großen Durchfahrtsstore führt, steht ein Händler mit Tannenbäumen. Dann und wann kommt noch ein eiliger Käufer oder einer von den Vermietern, die auf die letzte Minute warten, um ein paar Zweiglein zum billigen Preise zu erschwingen.

Diesem Hause gegenüber lag ein stattliches, wohlhabendes mit breiter Front. Die Fenster des großen, ungeteilten ersten Stockwerks waren schon festlich erleuchtet. Die der anderen Stockwerke begnügten sich noch mit dem spärlichen Nachmittagslicht des Wintertages.

Mit fröhlichem Eifer, von einer gewissen Begeisterung begleitet, ist Fräulein Agathe Tersten beschäftigt, mit einem großen Wischtuch die Spuren von Tritten wegzuräumen, die zwei Fuhrleute auf dem spiegelglatten Fußboden des Wohnzimmers und Flurs hinterlassen haben, als sie den großen, alten Schreibtisch heraufgebracht und aufgestellt hatten. Eine sehr ungeheuerliche Zeit für solche Sachen, wo alles schon festiglich sauber, und eine sehr ungeheuerliche Zeit auch für das liebe, alte, gut erhaltene Möbelfuß, das bei der Bahnbesörderung sehr mehr denn je Unzuträglichkeiten ausgesetzt ist. Aber was kann man verlangen von der wenig feinfühlenden, wenig überlegenden Schwägerin, die dieses Rollbüro schon vor neun Monaten hätte kaufen können. Und

ein Weihnachtsgeschenk sollte es nicht sein, da sie sich seit ihres Vaters Tode jede Schenkerlei mit der Familie Tersten verboten hatte.

Nun stand es an der Wand, in der Ecke, dem Kaminwinkel gegenüber — das liebe, alte Stück, das erst im elterlichen Hause gestanden, in Mutters Wohnzimmer, und dann lange im Herrenzimmer des Bruders.

Agathe staunte es außen und innen ab, und nach einiger Ueberlegung begann sie, dem alten Grundsatz getreu: Was du heute tun kannst, tue nicht morgen, ihre Sachen in dasselbe einzuräumen, und ganz in Mutters Sinn: in dem kleinen Fach links oben Briefpapier, daneben Postkarten und Palettdressen; dorthin zu beantwortende Briefe, dort bezahlte Rechnungen, und in das kleinste der Fächer kam nichts — das war für die nicht bezahlten Rechnungen.

Ueber diese Arbeit ist die Dämmerung ins wohnliche Gelaß gedrungen: auf der Straße brennen die Laternen. Fräulein Agathe schaut hinaus und auf die Häuserreihen gegenüber. Fast überall schon Licht, und überall vielleicht auch ein Blicke und ein Gedankenaustrausch, oftmals auch mit den Tränen der Trennung gemischt.

Ueber sich hört sie das Trampeln vieler kleiner Füße. Die Erregung scheint groß zu sein, und daß die Mutter zwei Brüder betrauert und der Vater einen, ist wohl vergessen.

Agathe tritt vom Fenster zurück und sieht sich in den alten, mit Gobelinstückerie verzierten Armstuhl vor dem kaminartig gebauten Kachelofen von blaugrüner Farbe.

Aus dem Nebenhaus klingt, durch die Feuerwand gedämpft, aber doch noch recht deutlich: „Stille Nacht, heilige Nacht“, falsch und mühsam abgehaspelt wie schon oft, wahrlich eine Ueberraschung für den Papa, der noch nicht zu Hause ist.

Agathe reißt sich mit ihrer linken Hand ihr linkes Ohr, als könne sie damit eine unangenehme Sache verwischen. Sie hat den kleinen unter ihren Musikantinnen das Lied so oft einüben müssen, und sie kennt so ziemlich alle möglichen und unmöglichen Fehler.

Aus dem ersten Stod klingt das Geviert vieler Stimmen herauf. Man geht zu Tisch — und nicht lange, da klingen Gläser, und dann ist es so still, und dann ertönt ein herzliches Lachen.

Fräulein Agathe lächelt; so war es auch einmal. Es war einmal, freilich nicht in der großen Gesellschaft, nur im Familienkreise, und der Vater hob sein Glas und dachte an die vielen, weit verstreuten Familienmitglieder. Dann wurden kleine Erinnerungsbilder ausgemalt oder Mutmaßungen getauscht, was diese wohl täten oder jene, und selbst da, wo ein Briefpaß vorhanden oder ein Nichtverstehen — in welcher großen Familie ist das nicht? — wurde es bei diesem Bismarcken ausgeschaltet, und Friede war auf Erden.

Nebenher wieder: „Schlaf“ in himmlischer Ruh.“ Und immer derselbe Fehler.

Nun waren diese Bilder weit, weit zurückgehoben in jene unbekannten Fernen, die kein Grübeln und Forchen dem suchenden Menschengeliste erschließt. Als letzter war dort hingewandert der einzige Bruder, der im März im Duell-Paß in den Karpathen gefallen. Seine Denkwürdigkeit lag Agathe zu fern, und die Trennung wurde noch größer, als er eine reiche Frau sein eigen nannte, und eine schöne Frau, die die große Gesellschaft und ihre Ausübung über alles liebte. Aber der Bruder war es doch, der einzige Bruder.

Es ist Nacht im Zimmer geworden. Durch die Fenster des Kamines scheint die rote, wohlthuende Glut und wirft Lichter auf den alten, mütterlichen Schreibtisch.

Er ist von massivem Eichenholz, mit Messingbeschlägen versehen, und hat schon viel erlebt. Großmutter hat daran gesessen, wohl oftmals recht traurig, wie es Müttern beschieden ist, deren Söhne beharrlich und rücksichtslos ihre eigenen Wege gehen, ihre eigenen lasterhaften.

Dann Mutter! Dem Vater so manchen schwierigen Brief abnehmend, immer sorgend, immer rechnend, daß ohne einen Pfennig Schul-

den das standesgemäße Leben durchgeführt und auch noch ein Pfennig für die alten Tage zurückgelegt wurde.

Und einmal, da malte nicht das Feuer im Ofen seine Lichter auf die braun-rötliche Politur, sondern die helle Winter Sonne. Mutter sah da und schrieb die Ausgaben ins Wirtschaftsbuch, und sie, Agathe, ein junges Mädchen von zweiundzwanzig, trat heran und brachte einen Brief. Mutter sah auf und sah auf die Tochter, in deren bleichem Gesicht ein stilles Vergehen und Sorgen stand.

„Wieder geweint“, sagt die Mutter, und sie sagt es scharf: „Du denkst wohl, ich merke das nicht. Und warum du weinst, weiß ich auch. Ja Kind, ich gehe nicht so oft in die Kirche wie du und trage meine Frömmigkeit nicht so zur Schau, und du magst manchmal denken, ich könnte mehr tun; aber eins steht im Herzen fest geschrieben: der alte Dekalog: Du sollst nicht... ehebrechen!“

Da geht ein Schrei durchs Zimmer, ein gewaltiges Stöhnen! Dann ist es still. Nur die Uhr tickt, und von draußen tönt das Klingeln der Pferdebahn. Eine jugendliche Gestalt kniet vor der Mutter nieder, und ein Zucken geht durch den ganzen Körper.

„Mutter“, kommt es endlich erregt und überstürzt von den jungen Lippen, „sie achten mich beide; er achtet mich und auch sein Weib.“

Da zieht die Mutter das Kind ans Herz, und ihre schlanken, bleichen Hände streicheln die blonden Flechten.

„Ich weiß es“, sagt sie, und es klingt wie eine schöne, weiche Melodie, „aber das Jahziehen ist immer eine rohe Arbeit; es tut wehe, und doch ist es das Beste. Nie darf das Pflüchleben das Gemütsleben mißsen, — aber auch nie das Gemütsleben die Pflucht.“

Agathe war aufgestanden, immer noch leise zitternd.

„Nun schreib“, fuhr die Mutter fort, „an Tante Else einen Glückwunsch zum Geburtstag; aber mit großen Buchstaben, die alten Augen brauchen das — das heißt, wenn du jetzt nicht kannst?“

„Ich kann, Mutter!“

Agathe nahm den Platz am Schreibtisch ein; die Feder fuhr eilig über das Papier; es war ihr, als wäre sie eine andere, eine, die ein schreckliches Unglück erlebt und gut dabei wegkommen sei. Freilich erschienen ihr die scharfen Worte der Mutter in argem Mißverhältnis zu den freundschaftlichen Beziehungen, in die sie zu einem gemeinsamen Bekannten der Familie getreten war. Nichts Böses war dabei — und doch! Konnte Mutter mit ihrem einfachen Denken und ihrer klaren entschiedenen Art nicht Recht haben, wenn sie durch gewollte Uebertreibung ein rechtzeitiges Ende anbahnte?

Weiter ging die Feder, und sie schrieb ganz wichtige Fragen über Tante Elses jüngstes Enkelkind, den kleinen Struwwelpeter.

Indes trat die Mutter heran und setzte neben das Tintenfaß auf kleinem Tablett eine Tasse mit geschlagenem Ei und ein Gläschen Rotwein.

„Unser Eingevogelchen muß wieder rund werden und rote Backen bekommen! Das wird jetzt alle Vormittage gemacht, und wenn ich nicht Zeit habe, es zurechtzumachen, tußt du es, und es wird nicht mit Absicht vergessen!“

Die Mutter! Ein lundiger Priester und ein kluger Arzt, und beides in Liebe gebunden, wie es nur in der mütterlichen Frauenseele vorhanden ist.

Auf den braunen Möbeln spielen noch immer die roten Lichter des Kamines. Agathes Augen sind feucht, und sie faltet im stillen Danke die Hände.

Draußen im ersten Stod herrscht auf einmal in dem Gemurmel eine Stille, dann klingt ein zweifaches Knallen und bald darauf ein lautes Hochrufen. Man war beim Seft! Droben im dritten Stod kommt zu dem Trippeln der Kinderfüße ein freudiges Sprechen und Schreien — Christkindchen hat gerufen, und dann ist es still.

Agathe sitzt und träumt. Dann kommt der Sandmann geschlichen und wirft seine Körnchen in die Augen der abgearbeiteten Musiklehrerin.

Der heilige Abend zieht weiter ins Land.

Da fährt sie plötzlich auf. Wer war das? Wer hatte gerufen?

Niemand. Nur nebenan begann jetzt der musikalische Vortrag für den Papa, und in aller Aufregung fassender denn je.

Aber doch! — ihr Klang noch etwas anderes in die „himmlische Ruh“: die Hausglocke wurde geläutet. Wer so leise es sein?

Der Postbote mit einem Silbepaket. Woher? Und von wem? Fräulein Agathe ist ganz aufgeregt. Der Briefbote bekommt ein reichliches Trinkgeld, und dann wird das Licht angeknüpft — „Hamburg!“ Sie schüttelt den Kopf, und mit mühsam erzwungener Geduld knüpft sie den Bindfaden sorgsam auf.

Erst den Brief! Else muß ihn er unterzeichnet. Mit der war sie ja acht Tage im Harz zusammen gewesen; und seitdem jene im Ofen über ihre Mutter verloren, war zwischen ihnen beiden ein kleiner Briefwechsel entstanden. Aus Wolke und hölzernen Leisten nimmt Agathe dann ein gerahmtes Bild: die Iphigenie von Feuerbach. Wie schön! Wie edel! Und noch etwas: ein Buch! „Mozarts Briefe“.

Agathe hat ganz rote Backen bekommen wie ein Kind, wenn es endlich den Lichterbaum sieht. Und nun zur Lesüre des Briefes!

„Ich werde morgen an Sie denken, die mir ein so mütterliches Lieben gaben, werde mich auch an Ihr Wort erinnern, daß das Sehnen ein Teil unseres Lebens ist und vielleicht sein soll, daß es sich in verschiedene Verwandlung kleidet, je nach Alter, Beruf und periodischen Erlebnissen. Im Grunde unseres Herzens bleiben wir ja immer eine Iphigenie, das Land der Griechen mit der Seele suchend. Aber etwas Furchtbares im Leben ist die Einsamkeit. Beten Sie für mich, daß sich mir im Leben warme Hände entgegenrecken, die mir irgendwie mit ihrer Liebe ein Heimbewußtsein wieder geben.“

Agathe liest den Brief weiter und liest ihn noch einmal. Ihr ist eigen zu Mute. Abnende Gedanken kommen, fliehen und kommen zurück. Nur nicht vornehmlich handeln, sich vom Gemütsleben hinreiß lassen, nur die Ueberlegung üben bei ihrem Alleinsein.

Dabei reißt sie sich die Augen, blättert dann in dem Buch und nimmt das Bild zur Hand, das zum Hängen wie zum Stellen eingerichtet ist. Prägend wandern ihre Blicke im Zimmer umher. Dann stellt sie es auf das alte Rollstühl zwischen Vater und Mutter und fährt wie lieblosend über die reine Politur.

Aus dem Nebenhaus klingt jetzt von mehreren Stimmen gesungen: „O du frohe, o du selige Weihnachtszeit“, und dann wie ein Lachen, dann wie eine Blechtrumpete. Nur in den eigenen vier Wänden, da herrscht das Schweigen: sprechen nur die Toten. Drüben singen sie wieder — Vater und Mutter, wie es scheint, und die Kinder — das alte, alte Kinderlied: „Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all!“

Das einsame Kind ist auch gerufen von der Liebe Gottes! — aber das einsame Kind braucht noch eins: nicht nur die Gemeinschaft in Vereinen, nicht nur da und dort eine Einladung zum Kaffee oder zum Abendessen, es braucht auch ein Lieben mit persönlichem Vertrauen!

Die Iphigenie auf dem Bilde schaut sehr lächlig hinaus in die Ferne — and die kleine Hamburgerin? Die Junge, die mehr Anspruch hat auf Liebe und Heimatsrecht als sie?!

Hat das Christkind da etwas aufgebaut? Sind es der Mutter Segenshände, die immer wieder in das Räuberwerk des Lebens eingreifen?

Die Einsame bewegt die Lippen. „Mutter, du mußt es segnen, weißt du, was ich verloren habe.“

Mit elastischen Schritten geht Agathe dann in die Küche, setzt Teewasser auf und stellt sich ihr Abendmahl zusammen. Sie singt dabei leise, ganz leise: „Ihr Kinderlein kommet“ — und morgen wird sie einen Einladungsbeleg schreiben — und dann wird man ja sehen, ob es klappt und geht.

Und jetzt, was in dieser hochheiligen...

Die Toten kommen mit ihren Liebeshänden uns segnen, und die Lebendigen rufen und verlangen! O einsame, reiche Weihnachts!

Robinetta

Roman von Rati Douglas Wiggins

Nachdruck verboten.

(Schluß.)

Und nun ist sie tot und ... und ... Carnabys Gefühle überwaltigten ihn von neuem, so daß er ein Taschentuch, das einstmal reiner, schönere Tage gekannt hatte, zu Hilfe ziehen mußte.

Lavendar legte den Arm um des Knaben Schultern.

„Solche Reuegedanken kommen uns allen zuweilen, Carnaby. Ich glaube, es gibt keinen Mann mit einem Herzen in der Brust, der sich nicht manchmal gesagt hat: ich hätte mich anders benehmen sollen, freundlicher sein können; nun ist es zu spät! ... Wer es ist nie zu spät“, fügte Lavendar leise hinzu, „nicht dort, wo Liebe wohnt!“

Der Regen war vorüber und als die beiden Freunde zum Hause zurückkehrten, lag, wenn auch die Sonne nicht schien, doch ein freundliches Licht über dem Fluß, an dessen jenseitigem Ufer die alte Pizze Brettmann so friedlich ruhte in dem Schlaf, dem weder Könige noch Bettler, weder Gerechte noch Ungerechte, Reiche oder Arme entgehen. Carnaby hatte seine Tränen getrocknet, aber seine Stimme war nachdenklich geblieben.

„Cousine Robin ist noch böse auf mich wegen des Baumes ...“, begann er zögernd.

„Sie wird nicht lange böse sein“, versicherte ihm Lavendar. „Du und deine Cousine Robin werdet bald wieder gute Freunde sein und es wird Leben lang bleiben.“

Carnaby schloß sich scheinbar getrübt. „Sie dürfen ihr nicht erzählen, daß ich geküßt habe“, entfuhr es im plötzlichen Schreck. „Geloben Sie es mir!“

„Sie würde deswegen nicht im geringsten schlechter von dir denken.“

„Schwören Sie trotzdem!“ bat Carnaby mit tödlichem Ernst.

Und Lavendar leistete das verlangte Versprechen.

Aber noch ein anderer Einfluß, der von demjenigen Robinettas und Lavendars gänzlich verschieden war, umgab Carnaby in seiner Heimat und kämpfte gleichsam um seine Seele. Als Bates am Abend die letzte Lampe ausgemacht und Benson ihrer Herrin ehrerbietig gute Nacht gewünscht hatte, brannte noch ein Licht in Mrs. de Trachs Zimmer. Bald darauf glitt es, von ihrer Hand getragen, durch die stillen Gänge, vorüber an Türen, hinter denen sich leere Räume oder ahnungslose Schüler befanden, bis es vor Carnabys Zimmer halt machte, ein entferntes, keineswegs äppig ausgestattetes Gemach.

Mrs. de Trach machte eine Pilgerfahrt zu dem Schrein, der ihre Götter umfaßte. Sie öffnete die Tür, schloß sie behutsam hinter sich, näherte sich dem Bett und blickte auf Carnaby nieder.

Mrs. de Trachs Charakter war fest, wie Lavendar gesagt hatte. Die Verhältnisse, in denen sie als Witwe gelebt, und die schwere Verantwortung, die sie zu tragen hatte, bedrückten sie vielleicht fast zu sehr. Es war wenig Raum geblieben für freundlichere, sanftere Gefühle, obwohl es fraglich ist, ob sie unter anderen Umständen einen fruchtbareren Boden gefunden hätten. Ihre persönliche Selbstsucht war längst untergegangen in den noch größeren, härteren Standesegoismus; sie war nichts anderes mehr als eine Maschinerie, deren Aufgabe darin bestand, Stolz und Reue der Familie zu erhalten.

Aber heute Abend regte sich in ihr ein wahrhaft menschliches Gefühl, das durch Carnabys überraschende Tat geweckt worden war. Ach!

Doren mochten glauben, daß sie dem Knaben sürnte! Ihr Joch war nie so gering und ihr Stolz nie so mächtig gewesen wie jetzt. Während andere rebeten, stritten, schwankten, die Cour schnitten, Berührung anstrebten und Versuchen machten, hatte ihr Enkel, der einzige männliche Erbe des Geschlechts, das stets zu herrschen gewöhnt war, den Knoten selber zerschnitten — ohne Zögern oder Bedenken, ohne jemand um Rat zu fragen oder um Erlaubnis zu

bitten. So hatten die Trachs stets gehandelt! Und es dünkte Mrs. de Trach, als sei es ein wunderbares Zusammentreffen, eine Art poetischer Gerechtigkeit, daß Carnabys Tat den Verkauf des Landes verhindert habe, jenen gefährlichen, verabscheuungswürdigen Verkauf des ersten Grundstückes, das die Trachs an den Ufern des Flusses befehen hatten.

Und deshalb, weil Carnaby ein Mann von rechter Art zu werden versprach, war seine Großmutter nun gekommen, ihn zu betrachten, nicht mit Liebe, wie andere Frauen, aber mit Stolz im Herzen. Nach seiner in Wittisham durchwachten Nacht und nach den wechselvollen Erregungen des folgenden Tages lag Carnaby jetzt in dem tiefen Schlaf der Jugend, aus dem diese stets neue Kräfte zu ziehen weiß. Die runde Wange war ins Kissen gedrückt, das verwirrte Haar regte sich ein wenig in dem vom geöffneten Fenster herdringenden Windhauch. Arm und Hand ruhten schlaff auf dem Saken. Eine andere veranlagte Frau hätte ihm die Decken zurechtgezogen, Haar oder Hand berührt oder ihn auf die Wange geküßt. Aber solche Dinge würde Mrs. de Trach niemals tun — trotzdem er ihrem verstorbenen Gatten gleich, dem Manne, der sich vor hundertfünfzig Jahren um eine gewisse kalte, stolze, hübsche und arme Miß Augusta Gallup beworben hatte. Sie kostete auf ihre Art den Augenblick heimlicher innerer Bewegung aus und war befriedigt. Leise verließ sie das Zimmer; das Licht in ihrer Hand warf übernatürlich große Schatten ihrer Gestalt auf die Wände, die Carnabys Angekruten und Sportabbildungen bedeckten.

„Ich bin allein im Wege“, dachte Mrs. de Trach bitter — und leider war das wahr. In ihrem eigenen, großen, kahlen Zimmer, das nur Schatten zu beherbergen schien, wurde sie von Rupert erwartet. Er schlief stets neben ihrem Bett und bewegte sich jetzt zur ungewohnten Stunde gestört, unruhig in seinem Korb, nieste, drehte sich wieder und wieder rund um sich selbst, konnte kein behagliches Plätschen finden und blickte winselnd zu seiner Herrin auf. Die stand und beobachtete ihn mit einer Art grimassigen Mitleids, und dann — so seltsam es erscheinen mag — spendete sie ihm die Liebesung, die sie ihrem Enkel nicht gewährt hätte: sie deckte ihn zu.

„Armer Rupert! Du wirst zu alt, ebenso wie deine Herrin. Dein Hingang wird gleich dem meinen niemand betrüben!“ Rupert betendete seine Zustimmung durch ein ästhetisches Nicken, schmeigte sich in seinen Korb und schlief ein.

*

Durch einen merkwürdigen Zufall waren Robinetta und Lavendar am Sonntagmorgen beide sehr früh zum Kirchgang bereit. Er stand schon an der Haustür, als sie die Treppe herunterkam. Mrs. de Trach und Miß Smearbon waren nirgends sichtbar, auch Carnaby war verschwunden, aber ein aus dem Wohnzimmer dringendes, wütendes, schrilles Geräusch bewies nur zu deutlich, wo er sich aufhielt.

„Wir kommen viel zu früh“, sagte Robinetta, indem sie einen Blick auf die Uhr warf.

„Wollen wir, Sie und ich, nicht einen Umweg über die Butterblumenwiese machen?“ fragte Lavendar mit halber Stimme, und Robinetta, die heute ganz in Weiß gekleidet war, antwortete ebenso leise.

„Ich konnte mich nicht dazu entschließen, für Pizze Schwarz zu tragen“, sagte sie, seinen Blick bemerkend, „und etwas Farbiges möchte ich auch nicht anziehen.“

„In ihrem weißen Gewande gleichen Sie dem Pflaumenbaum. Ich erinnere mich, daß ich einmal dachte, er sähe aus wie eine Braut.“

Da Robinetta nichts antwortete, wagte er es sie anzuschauen und sie lächelte, obgleich ihre Lippen bebten und Tränen in ihren Augen standen. Lavendars Herz schlug unbehaglich schnell, während sie über die Wiese wanderten, der Pforte zu, die in den Kirchhof führte.

„Es ist noch zu früh zum Hineingehen“,

sagte er. „Die Glocken haben noch nicht zu läuten angefangen.“

„Lassen Sie uns hier warten. Es ist im Schatten“, meinte Robinetta, während sie sich an die Pforte lehnte und auf den im Sonnenschein glänzenden Fluß blickte.

Das Wasser spiegelte die bewaldeten Anhöhen, die Schiffe und den blauen Himmel wieder. Es herrschte fast lautlose Stille. Das Gutshaus lag hinter Bäumen versteckt, nur der alte Kirchturm und der Eibenbaum ragten über der Kirchhofsmauer empor, die die goldige Wiese begrenzte. Ein wilder, blühender Rosenbusch hing über Robinettas Haupt, und als Lavendar sie an diesem englischen Sonntagmorgen in dieser englischen Umgebung betrachtete, kam ihm wie schon oft der Gedanke, ob dies Land ihr jemals eine Heimat werden könne.

„Aber sie hat doch, ebenso wie ich, englisches Blut in den Adern“, sagte er sich. „Sogar die alten Kirchengloden tragen den Namen einer ihrer Anfrauen. Nichts Fremdes kann zwischen uns liegen.“

Und während er sie ansah, wiederholte er sich im stillen nochmals alles, was er hatte sagen wollen — ach! so viel berebete Dinge, aber nun der Augenblick gekommen war, fehlten ihm die Worte. Zum erstenmale, dachte er, sehne ich mich danach, der Liebe einer Frau wert zu sein. Aber wenn ich nicht fühlte, daß ich ihren Ansprüchen zu genügen vermöchte, würde ich ihr nicht gestehen, wie sehr ich sie liebe. Bisher habe ich mich noch nie ernsthaft angestrengt, die Erfüllung eines Wunsches zu erreichen; der Wunsch war niemals stark genug. Nun endlich hat sie meine Triebfeder in Bewegung gesetzt. Für sie könnte ich arbeiten bis zum Tode!

Dies alles dachte er, aber fand kein Wort. Dann schlug die Kirchenuhr und die Glocken begannen zu läuten. Sie erschütterten die Luft, den Erdboden, die alten Grabsteine und die Vogelhester in den Bäumen und schreckten die Krähen auf, daß sie tintenschwarz über die gelbe Wiese dahinflogen.

„In ein paar Minuten müssen wir hinein gehen“, sagte Robinetta. „Oh, wollen Sie mir nicht einige von den weißen Rosen pflücken?“

Lavendar schlang sich auf den Ball, zog einen Zweig herunter und brach zwei weiße Knospen.

„Wollen Sie die haben?“ fragte er, sie ihr hinhaltend. Und plötzlich fügte er sehr leise und demütig hinzu: „Ach, nehmen Sie auch mich! Nehmen Sie mich, Robinetta, obgleich niemand Ihrer so unwürdig ist wie ich!“

Robinetta legte die Rosen neben sich auf die Mauer.

„Was mich betrifft“, — sie wandte sie halb schmachzend, halb lachend Lavendar zu — „ich habe Geben lieber als Nehmen!“ Sie legte ihre beiden Hände in die seinen und blickte ihm ins Gesicht. „Da ist mein Leben“, sagte sie schlicht. „Ich möchte Ihnen angehören, Ihnen helfen und mit Ihnen leben!“

„Ich kann dir nichts geben“, sagte Lavendar nochmals, „als meine Liebe und mein gutes Herz!“

„Wenn mir anstatt deiner alle Könige der Erde geboten würden, nähme ich doch dich und das, was du mir gibst“, erwiderte Robinetta.

Lavendar legte seine Wange auf ihr glänzendes Haar und senkte tief. Und in diesem Seufzer schwand die ganze Vergangenheit dahin, und steh: es war alles neu geworden. Die Vögel riefen und antworteten einander in den blühenden Gärten und die beiden Menschenherzen sangen Freudenlieder, die sich vereinigten und zusammen zum Himmel emporstiegen.

— Ende —

Gabe oft auf's Kreuz gesehen
Stetig wollt' die Form mir deuten;
Streb' empor zu lästigen Höhen
Mehr, als nach der Scholle Breiten!
Und so mag als Sinnbild gelten
Allen, allen, die da leben,
Daß sie zwischen beiden Welten
Mehr sich nach der Höhe heben!